

Die Zeitungs Welt

Nr. 51

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Erweckt.

Roman von H. Ger.

(Fortsetzung)

Dora errötet leicht, dann sagt sie: „Ja, Mama, gekannt habe ich Helmut früher schon, und ich habe ihn auch damals bereits so recht von Herzen lieb gehabt, wenn ich mir auch in meiner Unerfahrenheit darüber nicht klar geworden bin.“

„Also doch!“ sagt Frau Kantor überrascht. „Aber wie bist Du mit ihm bekannt geworden?“

Ausführlich erzählt Dora ihrer Mama nun, wo sie Helmut zum ersten Male gesehen hat, und unter welchen Umständen sie später, bei ihrem Gange zu den Stöhrs, mit ihm zusammengetroffen ist. In der Frühe des anderen Vormittags hilft Dora wieder nach dem Kantorhause. Helmut, der im Sessel sitzt und mit seiner Mutter allein im Zimmer war, streckt ihr beide Arme entgegen, und sie fliegt auf ihn zu, und gibt ihm einen Kuß. Dann nähert sie sich demütig wie ein Kind Helmut's Mutter. Doch die wackere Frau schließt sie sofort in ihre Arme, küßt sie auf die Stirn, streichelt ihr die Wangen und sagt: „Du bist mir als Tochter willkommen, Dora, denn Du wirst meinen Helmut glücklich machen.“

„Ja, Mutter, das will ich!“ Wie ein feierliches Gelöbniß klingen die einfachen Worte, und zugleich empfindet Dora, wieviel mehr Innigkeit und Süße in dem Worte Mutter liegt, als in dem faden Mama.

„Helmut hat mir bereits alles erzählt, wie Ihr Euch gestern zusammengefunden habt,“ fährt die Frau Kantor fort. „Ueberrascht hat es mich nicht, ich wußte schon, wie es um Euch beide stand.“

„Wirklich, Mutter?“ fragt Dora überrascht.

„Ja, mein Kind! Mutteraugen sehen scharf, das wirst Du wohl auch noch erleben. Ich habe ja Helmut nie gedrängt, daß er sich verheiraten soll. Wenn ich aber an meine Jahre dachte, dann kam mir doch manchmal die Sehnsucht nach einer Tochter, und das Verlangen, noch

Enkelkinder zu sehen. Dann sagte ich schüchtern: Helmut, Du müßtest doch auch bald daran denken, Dir eine Lebensgefährtin zu suchen. Da hat er gelacht und gesagt: „Ach Mutter, ich habe ja noch so viel Zeit, und die richtige wird schon noch kommen. Kommen? habe ich geantwortet, Du mußt Dich umsehen! Da hat er geschwiegen, ist in sein Zimmer gegangen, hat die Geige genommen und das wunderschöne Stück gespielt, das so traurig anfängt, daß man weinen möchte, und doch mit so herzerhebender Fröhlichkeit endet. Als er Dir bei Deiner ersten Anwesenheit im Kan-

torhause gerade dieses Stück vorspielte, da dachte ich gleich: das ist sie, auf die er gewartet.“

ich vorher zu meiner Läuterung obnein noch drei Monate im stillen Stämmlein zubringen muß.“

Dora schrickt förmlich zusammen. An die Strafe hatte sie gar nicht mehr gedacht. Die drei Monate dünken ihr eine schrecklich lange Zeit. Doch Helmut sagt rasch: „Nicht traurig sein, Dora! Das Vierteljahr wird schnell vergehen, winkt uns dann doch die Vereinigung. Und jetzt will ich Dir etwas sagen, Schatz. Dort auf meinem Schreibtisch liegt Papier. Davon willst Du mir ein Blatt nebst Unterlage und Bleistift reichen. Ich bringe dann hier meinen Vorschlag, wann wir unsere Hochzeit feiern wollen, zu Papier, und Du kannst dort das Gleiche tun. Vorschrift sind zwei Zeilen, die sich reimen. Mutter nimmt unsere beiden Stimmgabeln entgegen, und stellt das Resultat fest.“

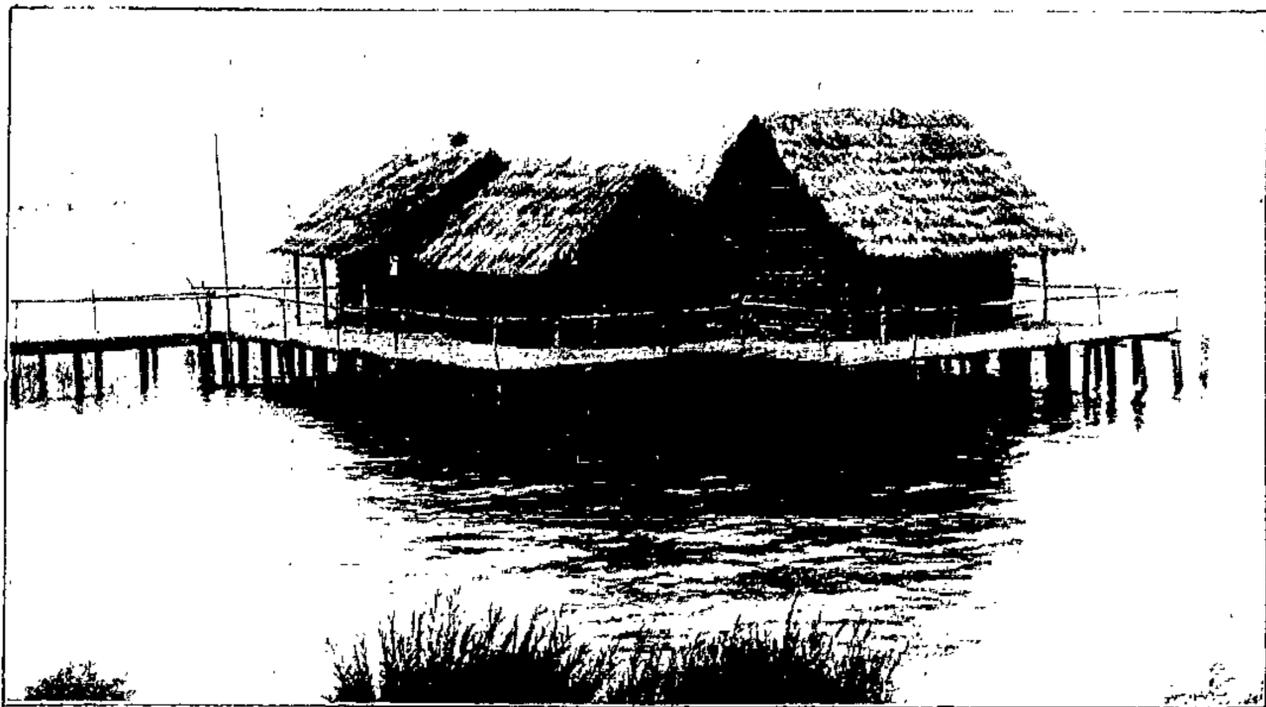
„Ja, so wollen wir es machen, Helmut,“ ruft Dora von dem Vorschlag belustigt, fröhlich aus. Beide überlegen einen Augenblick, schreiben dann zwei Zeilen nieder, falten das Blatt zusammen und übergeben es der Frau Kantor, die sich schon,

neugierig auf das, was da wohl herauskommen wird, die Brille aufgesetzt hat. Erst öffnet sie Doras Blatt und liest: „Welcher Tag mir am liebsten für unsere Hochzeit sei? Im Dezember, wenn wir schreiben zwanzig und drei.“ Dann Helmut's Blatt, auf dem steht: „Wann wir am besten unsere Hochzeit machen? Sehr einfach: Einen Tag vor Weihnachten.“

Frau Kantor droht den beiden mit dem Finger und sagt: „Ihr habt Euch gewiß schon verständigt!“

„Aber Mütterlein,“ protestiert Helmut, „wann hätten wir das wohl tun sollen?“

„Und dann kommt Ihr beide genau auf den gleichen Termin, und obendrein einen so seltsamen, gerade einen Tag vor dem Weihnachts-



Pfahlbauten im Ufferssee.

torhause gerade dieses Stück vorspielte, da dachte ich gleich: das ist sie, auf die er gewartet.“

Die Worte der Frau Kantor fallen Dora schwer aufs Herz. Der Liebe, Treue hat ihrer gedacht, hat auf sie geharrt. Schnell wirft sie sich vor Helmut auf die Knie, umklammert mit stummem Dank seine Hände und flüstert: „Du hast um mein Schicksal gewußt, Helmut?“

„Ja!“ nickt Helmut. „Ich habe erst zufällig davon gehört, mich aber dann fortlaufend nach Deinem Ergehen erkundigt.“

„Nun Kinder,“ sagt Frau Kantor munter, „wenn Ihr schon so lange auf einander gewartet habt, dann macht nur jetzt bald Hochzeit.“

„Das ist ein Gedanke, der sich hören läßt,“ stimmt Helmut seiner Mutter zu. „Sintemal

heiligabend! Das ist doch wirklich sehr verwunderlich!"

"Und ein gutes Duen dafür, Mutter, daß Dora und ich immer harmonischer, ein Leben mit zwei Körpern und einer Seele führen werden."

"Ja, Helmut," jauchzt Dora, "so soll es werden!"

13.

Zur gleichen Zeit, in der im Mantorhause drei glückliche Menschen so fröhlich von der Zukunft sprechen, fährt Frau Noack auf dem von Doktor Bauer gesondten Wagen Walbesrieden zu.

Frau Noack hat während der Fahrt die Empfindung, als ob sie aus schöner, goldener Freiheit, in der sie mit ihrem Kinde selbst neu aufgelegt war, einer engen Zelle zuführt, in die sie eingesperrt werden soll. Etwas wie Trost regt sich in ihr gegen den Despotismus ihres Mannes, den sie die ganzen Jahre stumm ertragen und unter den sie nun zurückkehren soll.

Herr Noack erwartet seine Gattin bereits mit Ungeduld. Sofort geleitet er sie in das Sprechzimmer. "Also es ist wirklich wahr? Unsere Dora ist tatsächlich wieder völlig hergestellt?" sind seine ersten Worte.

"Sawohl! Dora ist geistig und körperlich wieder so frisch und gesund, wie ein Mensch nur sein kann."

"Herrlich! Ausgezeichnet!" ruft Noack vergnügt aus und fährt dann, gegen seine Frau gewendet, fort: "So, nun sehe Dich und höre, was mich veranlaßt hat, erst mit Dir allein Rücksprache zu nehmen. Uns liegt es ob, jetzt an die Zukunft zu denken. Ich habe eben mit Doktor Bauer gesprochen, ohne ihm natürlich meine Pläne zu verraten. Wir haben dabei auch die Frage erörtert, ob bei Dora etwa Mißfälle in ihren krankhaften Zustand zu befürchten seien. Ich habe dabei in scherzhafter Form eingeworfen, das beste sei wohl, wenn Dora sich bald verheirate, und Doktor Bauer hat lachend erwidert: Sawohl, dann ist die Gefahr eines Mißfalles absolut ausgeschlossen."

Frau Noack sieht ihren Mann forschend an, dann sagt sie ernst: "Trägst Du Dich etwa in dieser Beziehung bereits mit bestimmten Plänen?"

"Allerdings! Und zwar mit den vorzüglichsten, wohlervogentsten, daß ich erwarte, sie werden auch sofort Deinen Beifall finden. Zunächst müssen wir im Auge behalten, daß den Mädchen, die schon einmal verlobt waren, ein gewisses unangenehmes Odium anhaftet, über welches ältere, erfahrenere Männer leichter hinwegsehen als jüngere. Nun bin ich mit dem ersten Direktor unserer Landesbank, Doktor Nößling, in enge Beziehungen getreten. Ich habe unser gesamtes Vermögen in Aktien unserer Landesbank angelegt, und es ist bereits ausgemacht, daß ich nach der Generalversammlung im Januar nächsten Jahres als zweiter Direktor in die Verwaltung der Bank eintrete."

"Das ist mir alles völlig neu, wie Du mir ja niemals auch nur die geringsten Mitteilungen über unsere Vermögensverhältnisse gemacht hast."

"Dann hörst Du es eben jetzt," antwortet Noack gereizt seiner Frau. "Ich werde doch hoffentlich mit meinem Vermögen noch machen können, was mir beliebt!"

"Den Lohn kannst Du Dir sparen," erwidert Frau Noack kalt. "Daß ich kein Vermögen besaß, war Dir bekannt. Und obgleich ich von dem Deinigen nie mehr beansprucht habe, als die Führung Deines Haushaltes erforderte, war doch mein Leben in Deinem Hause nichts weiter als eine fortgesetzte Kette von Demütigungen."

Noack sieht seine Frau starr an. Einen solchen Ton hat sie noch nie gegen ihn angeschlagen. Doch gleich erinnert er sich: Sie war ja wieder wochenlang mit dem Mannweib zu-

sammen, das hat sie natürlich aufgeputzt. Ebenfalls eifrig kalt antwortet er: "Darauf können wir uns später auseinandersetzen, wenn es Dir beliebt. Ich höre ja schon, woher der Wind weht. Jetzt ist es mir aber nur darum zu tun, die Angelegenheit unserer Tochter zu erledigen."

"Was hat die mit der Landesbank und Doktor Nößling zu tun?"

"Das wirst Du gleich hören. Doktor Nößling hat unsere Dora bereits früher gesehen, und sie hat offenbar großen Eindruck auf ihn gemacht. Damals war er aber bereits verheiratet. Inzwischen ist er Witwer geworden, und als ich ihm vor kurzem die Mitteilung machen konnte, daß in dem Besinden unserer Dora eine entschiedene Besserung eingetreten sei, war er hoch erfreut . . ."

"Die ganze Sache . . ."

"So höre mich doch erst zu Ende," ruft Noack, mit dem Fuße aufstampfend, heftig seiner Frau zu, die ihn unterbrechen will. "Doktor Nößling ist ein Mann in den allerbesten Jahren, und er wäre für unsere Tochter eine brillante Partie. Nur eilt die Sache sehr, weil Nößling bei dem großen Hause, das er führt und bei seiner Stellung führen muß, schon der Repräsentation halber bald wieder eine Frau an seiner Seite haben muß."

"Darf ich nun auch ein Wort sagen?"

"Bitte!"

"Dann will ich Dir sagen, daß Dein ganzer Plan gegenstandslos ist, weil Dora sich gestern bereits vor Bengen mit einem jungen, prächtigen Manne, der in Lannengrün ein kleines, schmuckes Anwesen besitzt, verlobt hat."

Noack fährt hoch, wie von einer Kugel getroffen. Einen Augenblick sieht er seine Frau ganz entsetzt an, dann bricht er mit heftigstem Unwillen los: "Das ist verrückt! Total verrückt! Da bist Du, wie üblich, nicht auf dem Posten gewesen, und Dora hat in krankhafter Stimmung gehandelt. Die Sache muß augenblicklich rückgängig gemacht werden! Den Mann finden wir, wenn er Schwierigkeiten machen sollte, mit einer größeren Summe ab, und Dora wird sich sofort überzeugen lassen, daß sie eine riesige Torheit begangen hat. Der Unterschied ist ja ein ungeheurer! Hier ein obskurer Mensch, den wir in Zukunft jedenfalls unterhalten müßten, dort eine der angesehensten Persönlichkeiten unseres Landes mit einem fürstlichen Einkommen. Dazu das Leben in der Großstadt! Verkehr mit ersten Gesellschaftskreisen; wichtige geistige Genüsse in besten Theatern, Konzerten und so weiter. Ich bin überzeugt, wenn wir Dora das alles richtig vorstellen, befindet sie sich nicht vierundzwanzig Stunden, nicht eine Stunde, nicht eine Minute, und hebt das Verlöbniß auf."

"Wie Du Dich doch täuschst! Alles, was Du als Vorzüge an der von Dir gewünschten Verbindung rühmst, wiegt bei unserer Dora leicht wie ein Federfloß. Die weiß jetzt Talmi von Gold zu unterscheiden!"

"Dann müßte Dora den Verstand verloren haben, wahnsinnig geworden sein. Vergewärtige Dir doch selbst die Situation: Wenn ich auf einen Tisch einen edlen Pokal stelle, gefüllt mit herrlichstem Weine, und auf einen anderen Tisch einen alten Scherben mit schmutzigem Wasser, wird es dann auf dem ganzen Erdenrund einen Menschen geben, der nur eine Sekunde überlegt, für was er sich entscheiden soll? Und der Unterschied zwischen beiden Verbindungen ist noch größer als der zwischen Scherben und Pokal!"

"Schon recht! Du übersiehst bei alledem nur die Hauptsache. Bei der Anwendung Deines Vergleiches kommt doch noch alles darauf an, was man als Scherben und was man als Pokal ansieht. Und in dieser Frage denkt eben Deine Tochter ganz anders als Du! Wenn

Du Dora um ihre Meinung fragst, so wird sie sich keine Sekunde besinnen und ihre Wahl als den edlen Pokal und die von Dir gewünschte Verbindung als alten, schmutzigen Scherben bezeichnen."

"Wenn die Sache so furchtbar ernst ist, dann kann man wohl noch etwas mehr Aufschluß verlangen über den Mann, der unser Schwiegersohn werden soll. Wie heißt er? Was treibt er?"

"Sein Name ist Berg. Er ist Maschinenbauer, doch fabriziert er jetzt, da er auch Weigenbau gelernt hat, Weigen."

"Berg?" fragt Noack. "Das ist doch nicht etwa der Berg aus Lannengrün, von dem ich bei der Herfahrt zufällig in der Zeitung gelesen habe, daß er sich bei einem Begräbnis höchst rüpelhaft betragen hat?"

"Der ist es allerdings! Aber ein Müpel ist er nicht, sondern ein Mann mit den vorzüglichsten Charaktereigenschaften."

"Sol Und das Vierteljahr Gefängnis hat er wohl wegen Verletzung dieser vorzüglichsten Charaktereigenschaften bekommen?" höhnt Noack.

"Das Urteil ist eben im höchsten Grade ungerecht!"

"Natürlich! Nun ist das Urteil ungerecht. Wenn Dir ein solcher Patron und Gefängniswärter recht ist, so ist das Deine Sache. Meine Zustimmung zu dieser Verbindung erhält Dora niemals. Und wenn sie halsstarrig bleibt, enterbe ich sie."

"Mit dieser Drohung wirst Du ungefähr so viel ausrichten, als wenn Du versuchst, eine der Tannen da draußen mit Deinem Munde mizublajen. Und was Deine Einwilligung anbelangt, so benötigt sie Dora nicht mehr."

Noack achtet auf die letzten Worte seiner Gattin nicht mehr. Er ist aufgesprungen und geht in großer Aufregung im Zimmer auf und ab, mehrmals murmelnd: "Berg? Berg?"

Mit einem Ruck bleibt er vor seiner Gattin stehen und fragt mit vor Erregung bebender Stimme: "Sagtest Du nicht, daß dieser Berg eigentlich Maschinenbauer ist?"

"Allerdings!"

"Dann weißt Du vielleicht auch, ob er zur Zeit des großen Streikes bei uns drunten beschäftigt gewesen ist?"

"Sawohl! Dora hat ihn bereits damals kennen gelernt. Er hat beim Stöhr gewohnt."

Jetzt bricht Noack in gellendes Gelächter aus. "Er ist es! Kein Zweifel, er ist der Dursche!"

Wieder vor seiner Frau stehen bleibend, fragt Noack mit ingrimmigstem Gesicht: "Und Du bist der Meinung — überlege wohl! —, der begründeten Ueberzeugung, daß Dora unter keinen Umständen zu einem Rücktritt von diesem Verlöbniß zu bewegen ist?"

"Nach meiner festen Ueberzeugung würde selbst die Aussicht, bei lebendigem Leibe in Stücke gerissen zu werden, Dora nicht bestimmen, von Berg zu lassen. Und ebenso wenig läßt Berg von ihr. Die beiden trennt nur noch der Tod, sonst nichts mehr auf der Welt."

"Dann wollte ich, sie wäre mir auch tot ins Haus gebracht worden wie mein Zunge!" Hart und schneidend stößt Noack diese Worte heraus.

Frau Noack schreit entsetzt auf. "Mann, Du versündigst Dich in frevelhafter Weise! Bedenke doch, es ist unser einziges Kind!"

"Wenn sie sich mit diesem Galunken verbindet, dann habe ich kein Kind mehr! Er ist es gewesen, der seinerzeit öffentlich behauptet hat, für mich reichten die gewöhnlichen Höllestrafen nicht aus. Für mich müsse der Teufel ein Extrakabinett errichten, um mich nach ausgesuchten Methoden zu schmoren."

"So wird er es ganz bestimmt nicht gesagt haben!"

"Woher weißt Du das?"

„Aus den Erfahrungen, die ich bei dem Vergrübnis gemacht habe. Da bin ich Augen- und Ohrenzeuge gewesen. Tadellos hat er sich benommen! Eine Rede hat er gehalten, wie ich ergründender noch keine gehört habe. Und doch diese abscheulichen Entstellungen und Verleumdungen!“

„Und Du selbst hast gegen diesen Schwiegerohn nichts einzuwenden?“ Mit haßfunkelnden Augen sieht Moak seine Frau an.

„Nicht das allergeringste! Meine Zustimmung und meinen Segen hat Dora bereits. So zuwider mir der Mann war, von dem sie sich mit ihren siebzehn Jahren blenden ließ, so von ganzem Herzen sympathisch ist mir Verg. Ich wünsche mir keinen anderen Schwiegerohn.“

„Dann ist mit Dir keine Verständigung mehr möglich, und ich will Euch beide, Dich und Deine Tochter, nicht mehr sehen!“ (Schluß folgt.)

Erziehung ganzer Menschen.

Von Heinrich Pralle.

Wenn man heute große Kreise aller Gesellschaftsschichten zur Anteilnahme an unserer Erziehungsarbeit auffordert, dann dürfte wohl als erste Pflicht gelten, daß solchen Männen, wenn auch nicht unüberschiebbare, aber doch einigermaßen klarliegende Richtlinien beigegeben werden, um hieran anknüpfend eine Mitarbeit, welcher Art diesebe auch sei, ermöglichen zu können.

Viele Mißverständnisse und die sich hieraus ergebenden teils berechtigten, teils unberechtigten Angriffe wenden sich ganz besonders gegen die aus unserem Zeitgeiste neugeborene Idee des erzieherischen und bildenden Arbeitsunterrichts. Wenn wir nun — ohne Entschuldigungen voranzuschicken — wohl begreiflich finden müssen, daß jede Reformarbeit, zumal wenn sie noch in den Kinderschuhen steckt, unausgesetzt durch neue Erkenntnisse Wandlungen unterworfen ist, so wollen wir wiederum nicht vergessen, daß vorzugsweise Deutschland in bezug auf den Arbeitsunterricht als intensivstes Anschauungsmittel ein Stück Kulturschatz besitzt, der nicht allein in der Literatur, sondern auch noch teilweise in der Praxis erhalten ist. Andere Länder haben es vorzüglich verstanden, die von deutschen Persönlichkeiten geschaffenen Grundlagen einer allseitigen Bildung und Erziehung praktisch auszubauen und ihren Schulen zugänglich zu machen.

Wollen wir ernstlich „ganze Menschen“ erziehen, dann ist unumgänglich nötig, daß die grundlegenden Beobachtungen bereits beim zartesten Kindesalter einsehen, um von Anbeginn Mittel und Wege kennen zu lernen, die es ermöglichen, die Sinnesstätigkeit des Kindes allmählich wachzurufen und auszubilden. Dieses Fundament kann niemals der einzelne legen, sondern es sind hierzu sich ergänzende Kräfte, wie Eltern, Ärzte, Pädagogen, Künstler usw., erforderlich. Solche Umwandlungen sind nicht über Nacht zu vollziehen, sondern es liegt hier die Arbeit eines Menschenalters vor uns. Neben der Ausbildung des einzelnen erfordert dieses Problem an erster Stelle die Neugestaltung der Lehrpläne unserer Seminare. Da aber die Schule bereits als Fortbildungsschule zu betrachten ist, so fällt uns noch eine weit wichtigere Aufgabe zu, nämlich die Erziehung der Mutter; sie bietet den Kleinsten die elementarsten Lebensvorbereitungen, darum bedürfen wir einer Frauen- und Mutterschule.

Die gegen den Arbeitsunterricht gerichteten Angriffe zielen in den meisten Fällen auf die Stellung der Arbeitsaufgaben hin und — vielfach nicht mit Unrecht. Dieses Manko können wir nur auf die ungenügende technische Ausbildung der Arbeitslehrer zurückführen. Der technischere Lehrer kann sich selbständig

keine Methode aufbauen und muß folgedessen seine Aufgaben anderen entlehnen; hierdurch wird seine Lehrfähigkeit herabgemindert und unsicher, wohingegen die Aufgaben einer selbst-erarbeiteten Methode die Sicherheit und Ueberrmittlung des Lehrenden erhöhen. Denn er hat die Formenfolge mit dem Werkzeug in der Hand aus dem Material selbst herausgeholt, Schwierigkeiten, Möglichkeiten und Werte geprüft und sie dem physischen und geistigen Können seiner Schüler eingestiftet. Darum ist der in jüngster Zeit vielfach laut gewordene Ausspruch: „Technik ist Nebensache, Methode die Hauptsache!“ ein Unding, denn ohne Technik ist eine Methode undenkbar! Als Beweis sei angeführt, daß fast ausnahmslos das technische, künstlerische und ästhetische Können des Lehrenden verfliehet, sobald man die Anfangsgründe des Ton- resp. Plastilinformens überschreiten will, besamntlich sind dieses Stoffe, aus denen man, infolge ihrer leichten, schmiegsamen Eigenschaften, wohl alles machen kann und die an den Willen des Kindes wenig oder gar keine Anforderungen stellen. Man merke, daß das Plastilin, oder Tonformen nicht das Endziel, sondern nur den bescheidensten Anfang der Idee des Arbeitsunterrichts ausmachen kann. Das heute in den Schulen mehrfach angenommene Formen in Ton oder Plastilin dürfen wir als eine Fortsetzung des Sandspiels betrachten und als erste pädagogisch-wertvolle menschliche Handbetätigung begrüßen, als gestelgerte Forderung schließt sich hieran später das mit dem Zeichenunterricht und anderen Lehrfächern engverbundene Modellieren; zusammen bilden die genannten Arbeitsarten die ersten Vorbereitungen des Arbeitsunterrichts. Hiernach folgen Verarbeitungen und Formen der verschiedensten Stoffe unter Anwendung von Werkzeugen. Die Schülerwerkstatt ist die Stätte, wo meistens die persönliche Befähigung des Lehrenden in der Auffindung pädagogisch-wertvoller Arbeitsaufgaben verlagert, man entlehnt, man gels eigener Beobachtungen und Erfahrungen, seine Anregungen aus den Werkstätten der Handwerker und trägt die schöne Idee der Erziehung „ganzer Menschen“ in eine Einöde, wo selbst fast ausschließlich nur physische Kräfte gesammelt werden können. Nicht rein handwerkliche Übungen bilden das Programm der Arbeitsschule, sondern die praktische Arbeit soll uns alle Dinge näherbringen, damit wir das Wesen, die Gestalt und stoffliche Zusammensetzung in begrifflicher Form vor uns sehen, eine produktive Anschauung, die das Wort ergänzt und die Auffassung intensiv verdeutlicht. Darum dürfen unsere Arbeitsaufgaben niemals zwischen den vier Wänden der Werkstatt geboren, sondern aus dem Zusammenleben der Menschen herausgeholt sein. Dann nur allein kann die Arbeit neben dem Wort unser Wissen bereichern und zum praktischen Denken berechtigt anerkannt werden. Geht die Arbeitsschule, hinsichtlich ihrer Aufgabenstellung, diesen Weg, dann wohnt ihr sicherlich die Kraft inne, den Blick des heranwachsenden Geschlechts weit aus dem Schulfenster in das vielgestaltige Treiben des menschlichen Zusammenlebens zu richten und allseitig belehrend zu wirken. Alles bisher Gesagte soll nicht den leeren Wortschwall unserer Tage noch vergrößern, aber es mußte angeführt werden, um dem Leser die von meinen Schülern ausgeführten und im Bild beigegebenen Arbeiten verständlich besprechen und als Erziehungsmittel „ganzer Menschen“ bezeichnen zu können.

Die Schulreformer haben viele berechtigte, unsere bisherigen Lehrpläne erweiternde Forderungen gestellt, so unter anderem auch die Einführung in die Rechte und Pflichten des Orts- und Staatsbürgers, Gesetzeskunde usw. Zumeist man nun auch die praktische Darstellung zur Verdeutlichung staatlicher und privater Unternehmungen verwerten kann, sollen Wort und Bild des Nachstehenden erbringen.

Drei unserer Bilder geben uns einige Stichproben aus dem Neklamewesen und den Bekanntmachungen. Ich erzählte meinen Schülern in kurzen Worten, wie man im Altertum Bekanntmachungen kundgab, in welcher Form unsere Väter und Urgroßväter dieses bewerkstelligten und wie sich die heutige Zeit dieser Aufgabe entledigt. Dieser Fingerzeig entfachte einen reichen Gedankenaustausch unter den Knaben, jeder stellte sich eine besondere Aufgabe, so daß wir gezwungen waren, einzelne Ideen zurückzustellen, da verschiedene Gemeinschaftsarbeiten vorlagen. Auf einem unserer Bilder sehen wir links einen der Kernisten, ein einen billigen Mittagsstück anzeigendes Plakat auf den Schultern tragend. Es sind dieses tagtägliche Erscheinungen im Großstadtleben und lassen sich hieran Betrachtungen der verschiedensten Art knüpfen, sei es über die Wirkung der Neklame und des damit verbundenen Gewinns des Auftraggebers, oder aber die gedankenlose, wenig Vorteil bringende Tätigkeit des Ausführenden. Die auf demselben Bild rechts stehende Darstellung zeigt uns einen Ausrufer, wie wir ihn heute noch in kleineren, abseits liegenden Ortschaften seines Amtes walten sehen können. Der Ausrufer betleidet vielerorts die Stelle eines Gemeinbedieners und besitzt demnach Beamten-eigenschaft. Er gibt neben amtlichen auch private Anzeigen bekannt und führt vielfach eine Dosis Muttermizos mit sich. Durch Klingeln oder Trommeln ruft er die Aufmerksamkeit der Bewohner wach, man guckt aus den Fenstern, läuft auf die Straße, um das Neueste vom Tage zu hören. Daß meine Schüler stets bestrebt sind, für den Arbeitsunterricht neue Anhänger zu werben, besagt recht deutlich die von dem dargestellten Ausrufer mitgebrachte Bekanntmachung; da ist zu lesen: „Hoooola! Es wird hiermit von Amts wegen bekanntgemacht, daß von heute ab jeder Junge, der das zehnte Lebensjahr erreicht hat, am Handfertigkeitunterricht teilzunehmen hat. Das Bürgermeisteramt.“

Die Figuren sind von den Knaben selbst gezeichnet, in Holz ausgefägt und bunt bemalt, es sind hier Materialzusammenstellungen angewandt, so ist z. B. das Schild des Plakatträgers sowie die Trommel des Ausrufers aus Pappe gefertigt und zwecks natürlicher Darstellung mit farbigen Papieren überzogen.

Eine weitere, teils recht originelle Bekanntgabe bildet der Neklamewagen. Man ist hierbei schon auf die wunderbarsten Ideen verfallen, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden anzurufen. Unser Bild stellt eine Hamburger Dom-(Weihnachtsmarkt)-Neklame dar, ein Produkt persönlichen, kindlichen Schaffens. Es liegt in der Ausführung gleichzeitig eine Dankesbezeugung „Jung-Hamburgs“ der Vereinigung für Kunstpflege Hamburg-Klein-Borstel gegenüber. Es ist dieses ein Arbeiterverein, der es seit Jahren versteht, mit großem Geschick die Arbeiterwohnungen mit einem anständigen Hausrat, Wildern und Töpferwaren usw. zu versorgen. Da unter seinen Darbietungen auch das Kinderspielzeug in recht erfreulicher Form reich vertreten ist, so dürfte es wohl begreiflich erscheinen, daß die Kinder sich die Dombude dieser Vereinigung besonders genau angesehen haben und somit bei der Arbeitsausführung eine festeingeprägte, lebendige Anschauung vor sich hatten, die durch die Praxis noch verdeutlicht wurde. Was uns aber bei der Gesamtausführung besonders interessieren muß, ist die Formeneinführung in den Bereich kindlicher Auffassung. Hier liegt der wundeste Punkt in der Stellung von Arbeitsaufgaben. Würden wir zum Beispiel unseren Wagen in Einzelteile zerlegen, so hätten wir eine ganze Reihe Arbeitsarten, die einen streng handwerklichen oder aber dilettantischen Charakter trügen. Die Anregung entstammte dann nicht einem Erlebnis, sondern wäre der Werkstatt des Handwerkers entlehnt. Darum suchen wir

unsere Aufgaben außerhalb der nüchternen Werkstattwände, nämlich draußen im Zusammenleben von Staat und Gesellschaft, und dienen somit der „Pädagogik der Tat“ im vollsten Sinne.

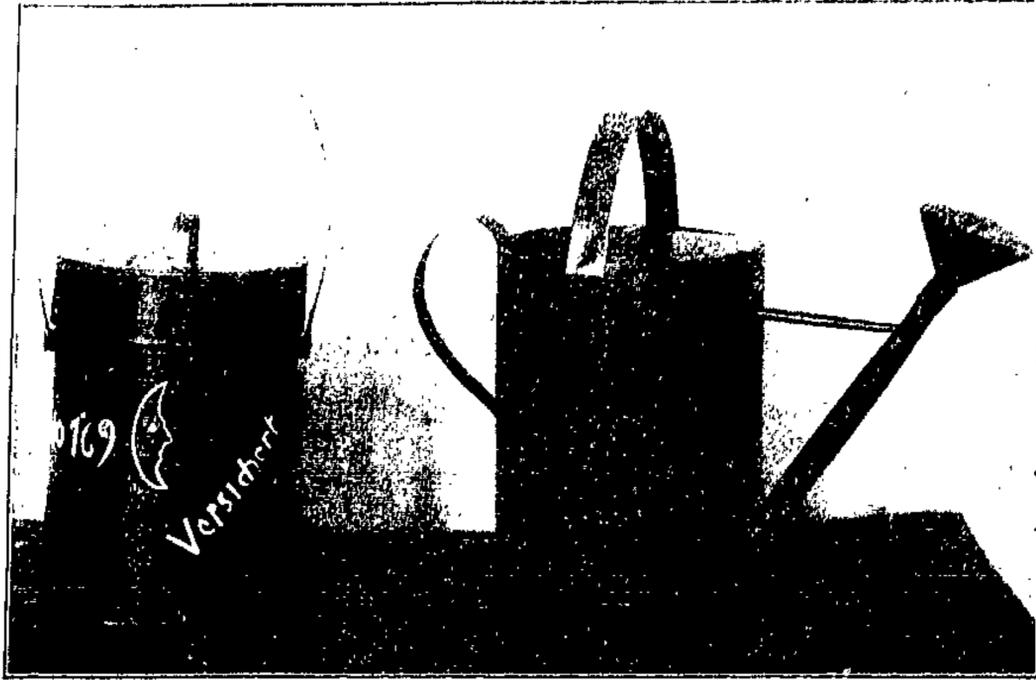
Zu einer Abbildung haben wir die Anschlagssäule. Auch diese birgt eine Anzahl Formen in sich, die buchbinderischen Ursprungs sind, man könnte Kragenschachteln, Mundfutterale usw. anstatt dieser Säule machen — was wäre aber über diese Gegenstände, sobald die geometrische Form besprochen ist, noch viel Wildliches zu sagen? Ich glaube, bitterwenig! Aber trotz alledem ist der Knabe imstande, sofern er einmal dem Vater eine Kragenschachtel oder der Mutter ein Stäbchen machen will, diese ohne Schwierigkeiten auszuführen, denn er hat die Formen in ihrem Arbeitsgang eingehend durchgearbeitet, nur dienen unsere Kräfte und Zylinderformen nicht zur Aufbewahrung von Krägen, Briefbögen und Stecknadeln, sondern wir bauen Dinge daraus, die inmitten der großen Stadt stehen, an denen sich unsere Sinne bilden und auswachsen. Unsere Plakatsäule ist den hamburgischen nachgebildet, sie ist in Ziegelsteinmauerung zylindrisch ausgeführt. Sie besteht aus Sockel, Säule, Krönung und Regeldachung. Da die Anschlagssäule meist an den belebtesten Stellen der Stadt steht, so haben wir hinsichtlich ihrer Form, Ausführung und Standart ästhetische Forderungen zu stellen.

Weiter haben wir uns zu fragen, welche wesentlichen Vorteile die Mund- oder Zylinderform dem Lesenden bieten. Auch hat unsere

Personen heranziehen zu können. In flüchtiger Beziehung ist über Darbenzusammenstellung und Schriftverteilung viel Wildendes und Wissenswertes zu sagen. Da wir einmal beim Plakat sind, so stellen wir unsere Belehrung auch noch in den Dienst der Heimatschutzbewegung und zeigen dem Kinde, wie die Reklame häßlich angewandt, das Einzelhaus das Stadtbild und die Landschaft in ihrer Schönheit beeinträchtigen

mitten sieht man die, durch ein eingeschobenes Stück Holz gehaltene, halbgeöffnete Sielklappe, hinter derselben das Warnungssignal, bestehend aus einer weiß-roten Kreisscheibe, welche auf einer Eisenstange befestigt, im Straßenpflaster gehalten wird. Vor der Öffnung steht ein Eimer mit den Buchstaben H. S. V. (Hamburger Siel-Vau). Der Junge könnte die Form des Eimers, mit schönem Vintpapier überzogen und

einem Deckel versehen, auch als lustige Schachtel behandeln, oder die Warnungsscheibe zu jenem unmöglichen Dilettantenstück, „einem Lampenteller“ usw., umwandeln, dann hätte er vielleicht einen technischen, handwerklichen Gewinn, aber das Bildungsproblem wäre wohl gänzlich ausgeschaltet. Nichts von unserem Wilde sehen wir einen Feuermelder; diese sind in der Stadt verteilt, leicht sichtbar aufgestellt. Die Verwendung derselben ermöglicht, die Feuerwehr in kürzester Zeit auf der Brandstätte sehen zu können, und somit bildet der Feuermelder ein wirksames Schutzsignal zur Erhaltung von staatlichem und privatem Eigentum, eine Einrichtung, die im Zusammenleben größerer Verbände nicht hoch genug bewertet werden kann. Wiederum be-



Siel-Vau und Gleichklappe.

gegnet wir im Aufbau verschiedenen Formen, die zu kleinen Nutzengegenständen verwendet werden können; hieraus möge der Schematiker lernen, daß alle ängstlichen, pedantisch aufgebauten Lehrgänge zu eng umgrenzt sind, um dem Kinde einen Blick in die Welt zu gestatten.

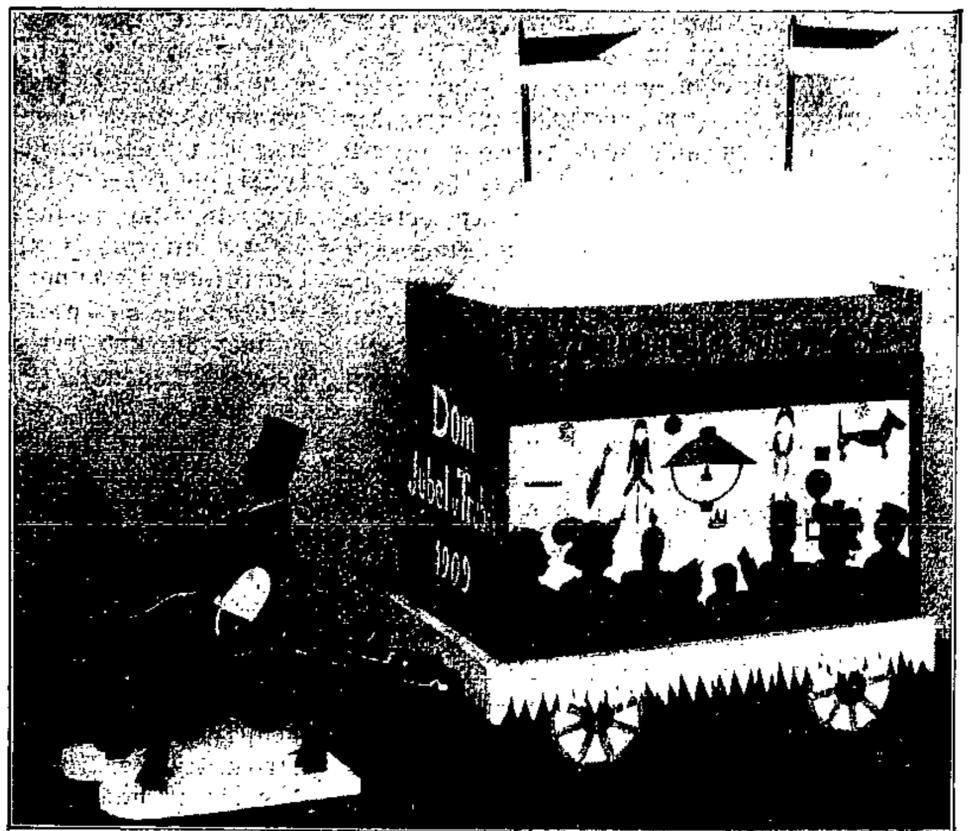
Bei dem Aufbau unseres Feuermelders wurden wir wieder von Schönheitsforderungen geleitet, denn auch diese, an öffentlichen Plätzen der Stadt

gegenen wir im Aufbau verschiedenen Formen, die zu kleinen Nutzengegenständen verwendet werden können; hieraus möge der Schematiker lernen, daß alle ängstlichen, pedantisch aufgebauten Lehrgänge zu eng umgrenzt sind, um dem Kinde einen Blick in die Welt zu gestatten.

Bei dem Aufbau unseres Feuermelders wurden wir wieder von Schönheitsforderungen geleitet, denn auch diese, an öffentlichen Plätzen der Stadt



Reklameträger und Ausrufer.



Der Reklamewagen.

Säule eine Trinkeinrichtung, um dem Vorübergehenden einen kühlen Trunk zu bieten. Die Plakate sind von den Kindern teils frei erfunden, teils nach solchen an den Säulen gezeichnet. Die hamburgischen Säulen gehören einer Gesellschaft; der Bekanntgeber hat die Plakate zu stellen und für Platz und Zeitdauer eine entsprechende Entschädigung zu zahlen. Die Plakate selbst müssen an einer sichtbaren Stelle den Namen des Druckers tragen, um bei einer eventuellen Gesetzesübertretung die verantwortlichen

Straße erfordert eine ununterbrochene Aufmerksamkeit von Ohr und Auge, und somit bildet die Signallehre neben allem anderen eine Schullehre für Leben und Gesundheit, die die Schule pflichtmäßig pflegen und erhalten muß, um der Nation zu dienen.

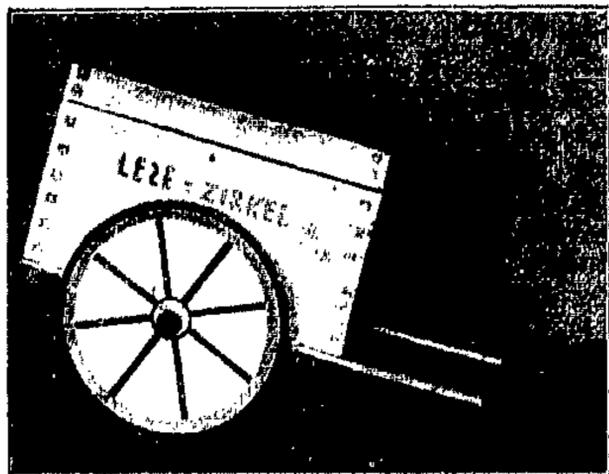
Unsere auf einem Bild dargestellten Signale sind dem Straßenleben entnommen. Links sehen wir die Warnung für Fußgänger und Fuhrwerke bei Sielarbeiten. Mein kleiner Arbeiter hat ein Stück Straßenpflaster veranschaulicht; in-

stehenden Signale, sollen sich, dem Auge wohltuend, dem Straßenbilde eingliedern.

Eine andere Abbildung gibt einen Beitrag zum gesellschaftlichen Konsum. Jedes Kind weiß bereits, daß das Einkommen des Vaters kaum hinreicht, seine Tageszeitung lesen zu können, geschweige denn sich einen Einblick in illustrierte Zeitschriften zu gestatten. Unsere Lesezirkel, in deren Diensten auch unsere dargestellte Karte steht, sind durch Zusammenschluß einer größeren Leserschaft in der Lage, durch einen wöchentlichen

Weitrag von 20 Pf. eine größere Anzahl Schriften zu liefern. Nehmen wir unserer starren Räder und Leitstangen ab, dann ist eine nette Truhe für die Mutter oder Schwester fix und fertig.

Auf einem anderen Wilde leben wir zylinderförmige Arbeiten: Links ein Hamburger Ader-eimer. Es gehört nämlich zu den Hamburger Leiden, daß man vielfach am anderen Morgen seinen Ader-eimer nicht mehr vorfindet. Diesen Umstand hat sich eine Versicherungs-gesellschaft zu-



Die „Journal-Karre“.

nütze gemacht und stellt jedem Versicherten für einen verlorenen oder gestohlenen Eimer ohne weiteres Entgelt einen neuen als Ersatz. Einer meiner Schüler hat es vortrefflich verstanden, aus den Hamburger Versicherungs-Ader-eimer naturgetreu darzustellen. Dieser und die daneben abgebildete Gießkanne erforderten in der Ausführung manche wertvolle Berechnung und Abmessung.

Eine letzte Abbildung schließlich gehört in die Gruppe kindlicher Darstellungskunst, die als erweitertes persönliches Schaffen den gekauften Modellierbogen vorzuziehen ist. Die Beobachtungsfähigkeit, der Entschluß und der hiermit engverwachsene Wille werden durch die Selbstarbeit gestärkt und gefördert.

Durch das Selbstbauen wird der Blick des heranwachsenden Knaben auf Ausübung von Grund und Boden gerichtet: die Einteilung und Anlage des Hausinneren, welche eine menschenwürdige Unterkunft bieten müssen; das Haus in seinem heimischen, charakteristischen Aufbau, Einfügung in das Straßenbild oder umliegenden Gelände. Auch suchen wir in der Farbe das Material zu veranschaulichen, um die bodenständige Bauweise kennen zu lernen, so wird die Selbständigkeit, ein wertvoller Teil ganzer Charakterbildung, durch die Arbeit im kommenden Geschlecht großgezogen und gepflegt.

Mögen die angeführten Beispiele alle Eltern und Freunde der Arbeitsschule anfeuern, Reformen unserer Kindererziehung die weitgehendste Hilfe und Unterstützung zu bieten, um die deutsche Schule allmählich zu einer Bildungsstätte allseitigen Könnens und Wissens herausbilden zu können, dann ist für die Zukunft der Idealzustand „ganzer Menschenbildung“ gesichert.



Anschlagläule.

Primitive menschliche Wohnstätten in alter und neuer Zeit.

Von Hannah Lewin.

Wenn wir heute, die breiten Straßen der Großstadt durchwandernd, den Blick über die riesenhaften Geschäftshäuser und Mietspaläste schweifen lassen, wenn wir draußen in der Vorstadt die gut gebauten, behäbigen Wohn-

häuser der Bürger betrachten, oder wenn wir die schmutzigen, dunklen Fanerhäuschen auf dem Dorfe mit ihren blanken Fenstern, grünen Läden und roten Ziegeldächern ansehen, so denken wir wohl wenig darüber nach, welchen weiten Weg die menschliche Kultur hat zurücklegen müssen, bevor sie es verstand, so gute und angenehme Wohnstätten herzurichten. Bei den Felsklüften, in denen der urzeitliche Jäger nachtlagte, beginnt dieser Weg; an unterirdischen Wohngruben und an niedrigen Reisigbüthen

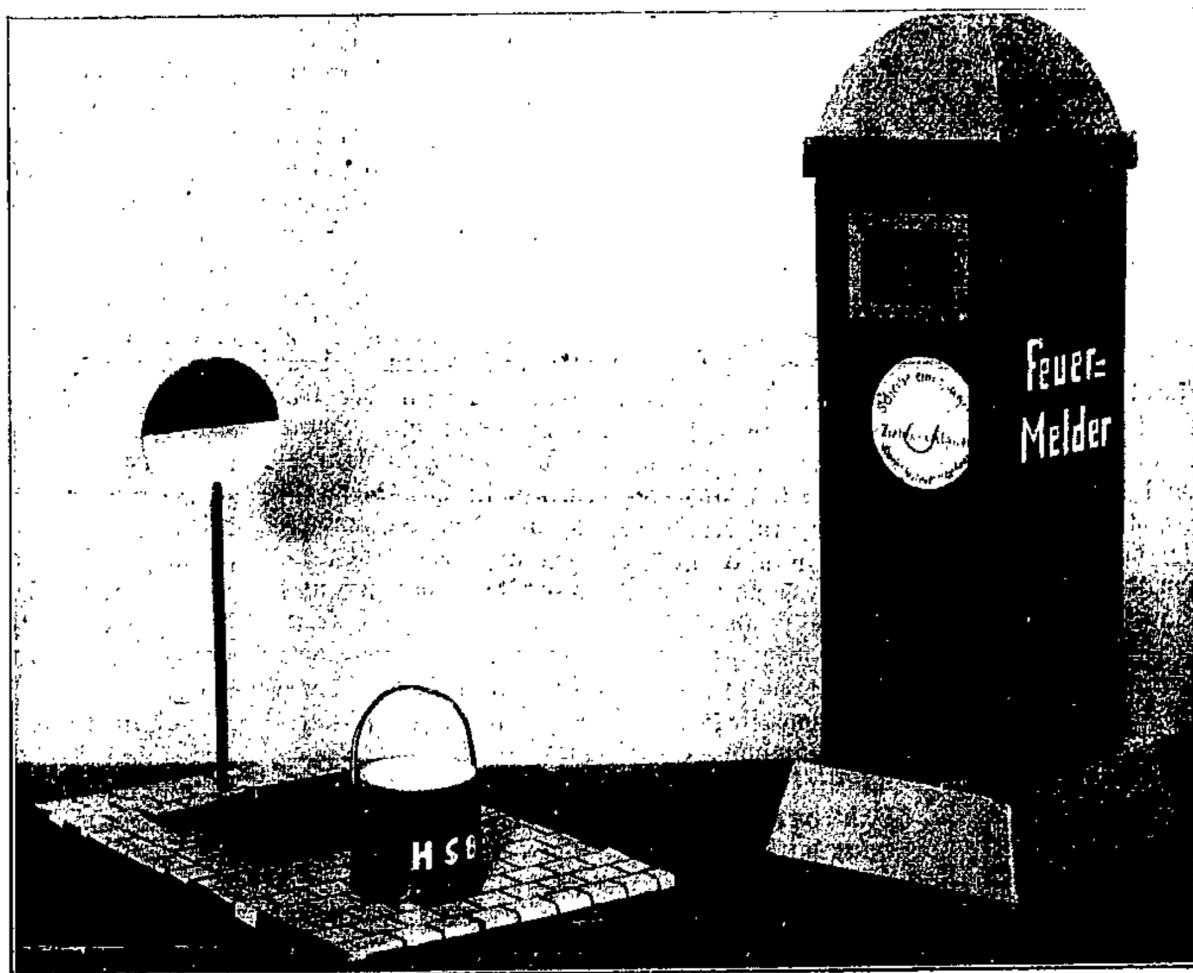


Haus.

führt er vorüber; aus Lehmklumpen, aus Stroh und Moir, aus Mäthern und Flechtwerk, ja, aus Schneebrocken hat man Häuser gebaut, ehe man lernte, den Stein zu Bauzwecken zu bearbeiten. Und, was uns vielleicht am erstaunlichsten scheint, noch heute werden alle diese primitiven Baumaterialien irgendwo auf der Erde verwendet, das eine in den Tropen, das andere in den schneereichen Gebieten der Polarkländer; selbst unser eigener Erdteil Europa ist noch nicht frei von so unwillkürlichen Formen des Hausbaus.

Höhlenwohnungen hat es schon in uralter Zeit gegeben; sicherlich gehören sie zu den ältesten Siedlungsformen der Menschheit. Die Jägervölker des Steinzeitalters, die vor Jahrtausenden auch unser mittleres und westliches Europa durchstreiften, verschmähten zum Wohnsitz kaum eine Felsenspalte, kaum eine irgendwie geeignete dachartig überhängende Bergwand, wenn sie ihnen nur einigen Schutz gegen Kälte und sonstige Wetterunbill bot. Eine große Anzahl solcher Wohnplätze

ist entdeckt und untersucht worden. Sie sind stets zu erkennen an den Ueberresten, welche die alten Steinzeitmenschen von ihrem Leben und Treiben dort zurückgelassen haben. Wenn man den Erdboden an diesen Stellen sorgfältig mit Hacke und Spaten durchsucht, so findet man etwa Feuerplätze, bestehend aus großen, flachen Steinplatten, die von Rauch und Asche geschwärzt sind, und Ueberbleibsel der Mahlzeiten, angebrannte Knochen, gedörrte Körner und dergl. auf sich tragen. Man findet Scherben von ganz roh gearbeiteten Tongeschirren, falls die Wohnstätten schon der jüngeren Periode der Steinzeit angehören; einfach zugeschlagene Werkzeuge aus Feuerstein, aus Horn und aus Knochen kommen zum Vorschein. Viele dieser



Das Signal an der Stiel-Klappe.

Feuermelder.

Höhlen sind nicht dauernd bewohnt gewesen, sondern dienten nur zu zeitweiligem Unterschlupf, vielleicht nur während der rauhen Jahreszeit; im Frühling und Sommer mochten die Jäger in der freien Ebene, auf offenen Lagerplätzen nächtigen. Andere Höhlen und Felsklüfte zeugen dagegen von langer Besiedelung; sie sind dann oft sehr reich an Fundstücken, scheinen bis zu einem gewissen Grade sogar wohnlich eingerichtet gewesen zu sein, ja, sie überraschen uns an vielen Stellen durch die Zeugnisse hoher Kunstgeschicklichkeit seitens der steinzeitlichen Bewohner.

Oft sind die Höhlenwohnungen kaum mehr als feuchte Nischen im Schutze der überhängenden Felswand; oft ziehen sie sich tief ins Innere eines zerklüfteten Berges, verengen sich zu schmalen Gängen, um sich dann wieder zu geräumigen Hallen zu erweitern. An manchen Stellen gab es sonnige, warme Plätze vor den Grotten, halb geschützte kühlere Vorhallen, und erst weiter nach innen zu verschiedene Kammern, Seitenräume und Nischen, so daß die Bewohner je nach der Tages- oder Jahreszeit den Aufenthalt wechseln konnten. Nach dem Zeugnis der Kunde spielte sich das Leben dieser Höhlenmenschen in der Hauptsache in der Nähe des Grotteneingangs ab. Hier verrichtete man die täglichen Arbeiten, hier war die Feuerstelle hergerichtet, wo man die Mahlzeit zubereitete, hier fabrizierte man mit Hilfe von Knochennadeln und Tiersehnen die Gewänder aus Fellen, hier schlug man sich die Waffen zur Jagd, das Messer und den Faustkeil zu. Alles dies aus Stein, aus Hirschhorn oder dergleichen. Massenhafte Abfälle von solchen Materialien liegen nebst fertigen oder halbfertigen Fabrikaten oft in den Bodenschichten an den Höhleneingängen verborgen. Der Urgeschichtsforscher hebt sie vorsichtig heraus und kann dann an der Lagerung der betreffenden Bodenschichten, sowie an der Form und Herstellungsart der bearbeiteten Stücke erkennen, welcher Kulturperiode die Bewohner der einen oder der anderen Höhle zuzurechnen sind.

Eine der sundreichsten Gegenden für solche Wohnhöhlen in Europa ist das Tal der Vézère, eines kleinen Flüsschens in Südfrankreich. Hier reiht sich längs des Flußufers sozusagen Höhle an Höhle. Die bekanntesten von ihnen liegen bei Le Moustier, la Madeleine, Les-Enzies usw. Aber auch Deutschland, England, Belgien, Italien und Oesterreich haben Höhlenwohnungen aus der Urzeit aufzuweisen. Die Hauptbeschäftigung, die damals betrieben wurde, war die Jagd und der Fischfang; Anbau des Getreides und die Züchtung der Haustiere waren dem Menschen jener Zeit noch unbekannt. Er stand auf sehr niedriger Kulturstufe, etwa wie heute noch die Australneger und die Feuerländer. Metalle und ihre Verarbeitung kannte man gar nicht, und so mag sich das ganze Leben in diesen Höhlen in außerordentlich einfachen Formen vollzogen haben; man hatte wenige Bedürfnisse und die kulturellen Fähigkeiten standen erst in den bescheidensten Anfängen; daher konnte man auch noch mit so dürftigen Wohnstätten vorlieb nehmen und sich in ihnen wohl fühlen. Uebrigens hat sich das Wohnen in Höhlen, wo immer die Gegend sich dazu eignete, durch das ganze Altertum hindurch fortgezogen und verschwindet noch lange nicht, während schon weit entwickeltere Formen der Siedelung nebenher gehen. Im klassischen Altertum zum Beispiel, als die Griechen, die Römer, die Ägypter und die Kulturvölker Ostasiens schon längst eine blühende Zivilisation hervorgebracht hatten, berichten uns die Schriftsteller beständig noch von Volksstämmen, die zu ihrer größten Verwunderung in Höhlen wohnten. Und noch in unseren Tagen hat man regelrechte Höhlenbewohner nachgewiesen in Nordafrika, in Kleinasien, in Palästina und in gewissen Gebieten des nordwestlichen Asiens. Auch die Quanchen, die Ein-

geborenen auf den Kanarischen Inseln, lebten in Höhlen, ohne jegliche Kenntnis der Metalle, als sie im fünfzehnten Jahrhundert von den Spaniern entdeckt wurden.

Neben diesen natürlichen Höhlen dürfen wir auch nicht die künstlichen Höhlen vergessen, die sich Menschen hier und dort zur Wohnung hergerichtet und an manchen Stellen der Erde sogar recht behaglich zu machen gewußt haben. Am bekanntesten sind darunter wohl die sonderbaren Ansiedlungen in China, dessen nördlicher Teil in weiter Ausdehnung vom sogenannten „Löb“ bedeckt wird, einem sandigen Behn, der zur Bildung von senkrechten Wänden, engen Schluchten und geradwandigen Hohlräumen vorzüglich neigt. In diesen feinen Hohlräumen nun haben sich eine Menge Menschen wohnlich gemacht. Ein guter Kenner dieser Gegend, der Geologe Nichtshofen, beschreibt uns dies Wohnungsbild wie folgt: „Millionen von Menschen wohnen im Norden Chinas in Höhlen, die sie im Löb ausgegraben haben. Am Fuße der Löbwände werden vom Boden aus Gänge horizontal in den Löb hineingetrieben, so daß der Eingang gleich die Größe einer Tür erhält. Die Mauern und Scheidewände zwischen den einzelnen Räumen werden einfach im Löb stehen gelassen. Die meisten dieser Wohnungen bestehen aus mehreren Kammern, von denen nur eine eine Eingangstür hat, während von den anderen nur Fenster durch die Löbwand nach außen führen. Mit einer Art von Zement werden die Innenseiten der Wände, sowie die Seiten der Türen und Fenster bestrichen; er sichert Festigkeit und Trockenheit und trägt nicht wenig dazu bei, die Wohnungen behaglich zu machen. Manche dieser Wohnsitze haben jahrhundertlang einer und derselben Familie zum Aufenthalt gedient. An den Grenzen der Monarchie begegnet man derartigen Ansiedlungen täglich. Wenn man eine solche Gegend betritt, kann es vorkommen, daß man zunächst nicht ein einziges Haus sieht. Bergabwärts fragt man sich, wo denn die Bewohner leben, bis man nahe an die Löbwände, von denen das Tal eingeschlossen ist, herantritt. Dann wimmelt es hier wie in einem aufgestörten Bienenschwarm, und überall aus dem Innern der gelben steilen Felswände strömen die Menschen hervor.“ Man wird zugeben, daß diese Art zu wohnen zum mindesten originell ist; die Leute aber, die da hausen, scheinen sich ganz wohl und zufrieden zu fühlen.

Fast noch primitiver als die Höhle ist die Wohnung, die sich der Mensch gelegentlich in den Kronen großer Bäume hergerichtet hat. Kann man auch das Wohnen auf Bäumen kaum als eine alte, allgemein verbreitete Sitte der Menschheit auf sehr niedriger Kulturstufe betrachten, etwa als eine Urstufe der menschlichen Behausung, so weiß man doch bis in unsere Gegenwart hinein von Völkerstämmen, die dauernd oder zeitweilig in den Kronen der Bäume ihr luftiges Logis aufschlugen. Und ohne Zweifel hat es derartiges auch in der Urzeit und im Altertum schon gegeben. Heute kommen Baumwohnungen vor auf Sumatra bei den Battas, auf Neu-Guinea, in Ostindien, im Sudan, in Nordamerika, auf den Salomoneninseln und in noch einigen anderen Gegenden. Dieses „Wohnen auf Bäumen“ darf man sich nun aber nicht so denken, als hausten die Menschen dort, gleich den Affen, einfach in den Zweigen; es werden vielmehr in den Baumkronen durch Zusammenflechten der schwachen Äste mit Hilfe von Bambus, Schilf und Blättern sozusagen Plattformen hergestellt, auf denen dann aus ebendemselben Material ein regelrechtes Stütchen erbaut wird. Leicht genug muß dasselbe freilich sein, es wird ja von den Zweigen der Baumkrone getragen. Dann aber gewährt es, im Blätterwerk ganz versteckt, wahrscheinlich ein ganz annehmbares Wohnplätzchen und entzieht zugleich seine Entdecken durch

heranschleichende Feinde. Von einer Insel der Salomonengruppe wird uns erzählt, daß die Leute ihre eigentlichen Wohnungen auf ebener Erde hatten, aber zur Nacht ihre Ruhestätten in hohen Bäumen aufschlugen.

Ueberreste von äußerst rohen und dürftigen Wohnstätten anderer Art sind uns hinterlassen in den berühmten „Abfallhausen“ oder „Kjökkenmøddinger“ an der Küste von Dänemark und Portugal. Dort erheben sich längs des Meeresufers flache Wälle von vielen Metern Länge (bis zu 100 Meter), denen man lange Zeit gar nichts besonderes ansah, da sie von Sand und niedrigem Pflanzenwuchs überdeckt sind. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden Kulturforscher auf sie aufmerksam; man grub mit dem Spaten Einschnitte durch ihr Inneres, und da kam allerdings Sonderbares zutage. Die ganzen Wälle bestanden aus nichts anderem als aus den Abfällen von Mahlzeiten, Massen von Musterschalen und Muscheln, Kräten vom Hering, Kal und Dorsch, Knochen von Vögeln, Hirschen, Wildschweinen und anderen Jagdtieren sind da aufgehäuft, durchsetzt mit Asche, Stohlen, Hirschhorngeräten, Feuersteinwerkzeugen und dergleichen. Hier haben einst Menschen gehaust; von den armseligen Schuttwänden aus Meißig oder Fellen, mit denen sie vielleicht damals ihre Lagerstätte bedeckt haben, ist nichts übrig geblieben; nur die Stehrichthausen zeugen davon, daß hier in grauer Vorzeit sich menschliches Leben abspielte. Alte Küchenplätze haben wir da vor uns; arme Fischer und Sammler mußten diejenigen gewesen sein, die diese Wälle allmählich aufgetürmt haben. Aufs Meer waren sie in erster Linie angewiesen, um ihre Nahrung zu gewinnen. Und wenn sie dann vom Fischfang heimkamen, so kauerten sie gleich am Ufer nieder, um die Mahlzeit zu bereiten, das Mahl zu halten, ihre gebräuchtesten Werkzeuge auszubessern und sich neue Waffen und Geräte zu verfertigen. Alle Abfälle wurden einfach achtlos zur Erde geworfen und blieben da liegen. — Speisereste, aufgeschlagene und abgenagte Knochen sowie Feuersteinsplitter und Hirschhornspäne, die sich beim Schneiden der Pfeile, Nadeln usw. ergaben. So wurden jeden Tag diese Abfallhausen größer und wuchsen allmählich zu beträchtlicher Höhe an. Diese armselige und ungewilligte Bevölkerung hat sich mitten unter ihrem Schericht wohlgeföhlt; ihre Bedürfnisse nach Sauberkeit und nach einiger Behaglichkeit der Wohnplätze sind erstaunlich gering gewesen. Allerdings, ein wenig fortgeschrittener waren diese Leute trotz ihrer ärmlichen Wohnungsverhältnisse, doch schon, als die ältesten Höhlenbewohner der ersten Steinzeit. Man findet nämlich bei ihnen die frühesten Anfänge der Köperei. Sind die Scherben ihrer Tongeschirre auch ganz roh verfertigt aus grober Masse und schlecht geformt aus freier Hand, so war doch dadurch der erste Schritt getan zu einer Technik, die für den Menschen gleichzeitig den Beginn einer ganz neuen und höheren Kulturperiode bedeutete, und die sich im Laufe der folgenden Jahrhunderte langsam aber stetig zu edleren Formen entwickelte. Auch findet man bei diesen Kjökkenmøddinger-Deuten zuerst ein gezähntes Tier, also den Anfang der Hausviehzucht: der Hund ist es, der nach Ausweis der Kunde damals zuerst an den Menschen gewöhnt und ihm ein Begleiter und Kamerad geworden war.

Man kann das erkennen an der charakteristischen Art, in der eine Menge von Knochen benagt sind, und die ganz zweifelsohne auf den Hund deutet. Er muß bei der Mahlzeit stets seinen Anteil abbekommen haben; er war also Wohn- und Arbeitsgenosse des Menschen. Die Züchtung des Hundes aber ist eine Vorbedingung gewesen zur Ermöglichung einer Zucht weiteren Hausviehs, und sie hat bald diese nach sich gezogen.

Von einer eigentümlichen Art zu wohnen, die bei gewissen asiatischen Reiterstämmen beliebt war, wissen wir durch griechische Autoren. Einer berichtet uns zum Beispiel von den Alanen folgendes: „Sie kennen weder Zelte noch Feldbau, Fleisch und Milch sind ihre Nahrung; ihre Wohnungen sind Wagen, über die sie aus gebogenen Zweigen ein Dach ziehen. Auf diesen Wagen leben sie mit ihren Familien, auf den Wagen werden ihre Kinder geboren und aufgezogen. Jede andere Art von Wohnung verschmähen sie, und da sie in beständigem Umherziehen leben, so ist ihnen jeder Ort, an den sie kommen, ein Vaterland. Vor ihnen her ziehen ganze Herden von großem und kleinem Vieh, besonders die Zucht der Kasse betreiben sie. Wenn sie in eine grasreiche Gegend kommen, so schieben sie ihre Wagen in einen Kreis zusammen. Sind die Nahrungsmittel dieser Gegend aufgezehrt, so ziehen sie auf den Karren, gleichsam auf ihren beweglichen Städten, weiter.“ Ein anderer Schriftsteller, Herodot, bewundert die wandernden Skythen, ebenfalls ein Volk aus dem Osten, und erzählt von ihnen: „Sie haben eine Erfindung gemacht, so etwas seltsames gibt es in der ganzen Welt nicht weiter, soviel uns bekannt ist. Man ist nämlich nicht imstande, sie zu fassen, wenn sie nicht aufgefunden sein wollen. Denn Leute, bei denen es weder Städte noch Festen gibt, sondern die wandernde Häuser haben, die nicht vom Ackerbau, sondern nur von der Viehzucht leben, — Leute, deren Wohnungen Wagen sind, wie sollten die nicht unüberwindlich sein!“ Es sind wandernde Kassezüchter gewesen, von denen hier die Rede ist, die durch ihre merkwürdige Art zu wohnen den zivilisierteren Europäern so sehr auffielen. Das Wohnen auf Wagen kann natürlich nur vorkommen bei unstät lebenden Nomadenstämmen, als eine allgemeine Urform menschlicher Siedelung kann es ebensowenig bezeichnet werden wie das Wohnen auf Häusern. Wir hören später wieder davon bei den Hunnen, diesen wilden Scharen, die während der sogenannten Völkerwanderung eine gar furchtbare Rolle spielten. Sie betrachteten feste Häuser „wie Gräber“, so erzählt man von ihnen. Uebrigens haben wir alle gewiß schon selbst schon eine Wagenwohnung gesehen, denn bei dem wandernden Zigeunervölklein hat sich diese Lebensweise ja bis heute erhalten.

* * *

Der römische Geschichtsschreiber Tacitus schreibt in seiner „Germania“ von den Jägerstämmen im Nordosten von Deutschland, den Fennen oder Finnen: „Sie sind außerordentlich arm, sie haben nicht Waffen noch Hof noch Wohnung. Ihre Nahrung ist das Kraut auf dem Felde, ihre Kleidung besteht aus Tierfellen, ihr Lager ist die nackte Erde. Die Jagd nährt Mann wie Weib, denn auch dieses zieht überall mit und fordert seinen Anteil an der Beute. Die kleinen Kinder haben vor Tieren und vor Unwetter keine andere Zuflucht als ein Geflecht von Baumzweigen; dort kehrt auch der Mann ein und dort birgt sich der Greis. Aber dieses wilde Leben scheint ihnen angenehmer, als hinter dem Pfluge zu keuchen oder im Hause sich abzuarbeiten.“ Ganz ähnlich, wie hier aus dem Beginne unserer Zeitrechnung geschrieben wird, wohnt noch in unseren Tagen eine gar nicht unbeträchtliche Anzahl von wilden Jägerstämmen. Forschungsreisende, die in Amerika zum Beispiel Studien gemacht haben, berichten davon überraschendes. Dort leben Völker, deren Wohnungen eigentlich nichts weiter sind als rohe Schlupfwinkel im dichten Urwald. Es sind die sogenannten Geesvölker, unkultivierte Waldindianer, zu denen auch die Botokuden, die Bugre und in gewissem Sinne die Bororo gehören, vielfach nomadisch, jagend, fischend, wilde Pflanzen und Hausfrüchte zur Nahrung sammelnd. Ihre Wohnungen sind zum größten

Teil über das allereinfachste Obdach nicht hinausgekommen: über flachen Erdgruben werden aus geflochtenen Zweigen Schutzzelte gezogen, oder aus Blattwerk und Rutengeflecht werden in kunstlosester Art rundliche Hütchen hergestellt, die diesen Namen noch kaum verdienen. Man sucht sie auch meist nur zur Nacht auf, um auf dem ärmlich zugerichteten Lager aus Palmblättern oder aus Reisigstreu zu ruhen; am Tage schweift man umher, der Nahrungsgewinnung obliegend. Befindet sich in einem solchen Hütchen eine geflochtene Matte oder eine Sägematte, meist von etwas kultivierteren Stämmen eingetauscht, so ist die Wohnungseinrichtung für dortige Verhältnisse schon reich und behaglich zu nennen. Viel Küchengeräth haben sie nicht nötig, diese armseligen Waldindianer; das Fleisch der erlegten Jagdtiere braten sie am Holzspieß oder rösten es in heißer Holzschale in einer Bodentiefung. Ein hölzerner Mörser mit einem Steinstampfer zur Gewinnung von Mehl aus Baumfrüchten stellt das hauptsächlichste und fast das einzige Gerät hausfraulicher Tätigkeit dar; selbst die Töpferei war vielen von diesen Stämmen bis vor kurzem unbekannt und wurde erst von Nachbarstämmen langsam übernommen.

Ein wenig anders, aber auch noch primitiv genug, sind die Zeltwohnungen vieler Nomadenstämme in Südamerika, Nordamerika, Asien usw. Ihr Gerüst ist aus hölzernen Stangen kegelförmig gebaut und mit Baumrinde oder Flechtwerk überzogen. Die Polarvölker bauen gern aus Walfsischknochen, die sie mit Rentierfell bedecken. Andere haben einfache Lehmhütten, oder sie richten über Erdgruben ein Dach aus hölzernen Brettern auf. Die Winterwohnungen in den Polarregionen haben natürlich vor allem die Aufgabe, gegen die strenge Kälte zu schützen; darin stimmen sie alle überein, sind aber sonst aus den verschiedensten Materialien und in mannigfachen Arten hergestellt. Uns muten sie durchweg sehr ärmlich und wenig behaglich an. Und doch kann kein Zweifel bestehen, daß diese nordischen Völker dort oben in ihren langen Wintern und dunklen, endlos scheinenden Nächten, trotz ihrer primitiven Wohnungsverhältnisse, ein ganz befriedigtes und in ihrer Weise glückliches Leben führen können. Die Eskimo wohnen im Sommer in Zelten, die sie, der Jagd nachgehend, schnell abbrechen und wieder an anderem Orte aufschlagen können. Im Winter beziehen sie ihre dauerhafteren Behausungen. In gewissen Gegenden sind dieselben aus großen viereckigen Blöcken festen Schnees hergestellt, die reihenweise aufeinandergetürmt sind, bis sie eine Art Kuppelbau bilden. Das Fenster wird aus einer blanken Eisplatte gebildet. Die innere Einrichtung besteht aus einer Auskleidung mit Tierfellen, einigen Lattengerüsten, die, mit Fellen belegt, als Schlafstätte dienen, einigen Lampen aus Speckstein geschnitten, in denen Dochte aus Moos mit Tran gespeist werden; diese Lampen dienen gleicherweise der Beleuchtung und der Heizung. In diesen Schneehäusern nähern die Frauen während des langen Winters die Kleidung aus Fellen mit Achnennadeln, die sogar zu recht feinen Nähereien geeignet sind; die Jacken, Beinkleider, Kapuzen usw. der Eskimo sind vielfach mit wunderhübschen mosaikartigen Aufnäharbeiten aus winzig kleinen Lederstückchen geziert.

Einfache Rundhütten aus in die Erde gesteckten und oben zusammengebundenen Zweigen, die dann mit Blättern oder auch mit Lehmbewurf gedeckt werden, kommen auch bei den Bantuvölkern von Afrika vor, desgleichen bei den Hottentotten. Die Weddas auf Ceylon, sowie gewisse Stämme der malajischen Halbinsel und der Sundainseln flechten sich zur Nacht ein einfaches Schutzdach aus Blättern zusammen und bedürfen keiner anderen Wohnung. Man sieht, überall hat das Klima des Landes, die

Beschaffenheit der Bodenoberfläche, die Art des leicht erreichbaren Baumaterials, sowie auch die Lebensweise der einzelnen Volksstämme den größten Einfluß darauf gehabt, wie die Wohnungen hier und dort in alter und neuer Zeit beschaffen waren. Auf der untersten Stufe ist der Hüttenbau, die Herrichtung der Wohnung, meist ein Geschäft der Weiber; vielleicht sind sie auch vielfach die ersten gewesen, die Wert darauf legten, die Hütte dauerhafter und den Wohnsitz stabiler zu gestalten. Man würde ihnen dann einen nicht unwesentlichen Anteil am Prozeß der Sehaftmachung der Menschheit zuschreiben dürfen.



Schneeschipper.*

Von Ludwig Leffen.

Schnee! Dem Froste knirschen kalt
seine weißen Zähne.
Winter schüttelt mit Gewalt
seine Flockenmähe.
Wattewech blüh'n fern und nah
weiße Silberrosen.
Schnee! Der Arbeitstag ist da
für die Arbeitslosen.

Schnee! Wohl keinem von der Schar
hat das Glück gesungen:
jenem nicht im weißen Haar,
keinem von den Jungen.
Jedem tat das Schicksal weh,
keinem gab es Segen . . .
Nantes Volf, das hier im Schnee
schaufeln muß und segen!

Schnee! Es hüftelt, stampft und schlurrt,
mit gekrümmtem Rücken
schleicht es; wenn der Mund auch murr't:
bücken heißt es, bücken!
Spaten klirrt an Spaten an,
fernher klingen Morgenglocken . . .
Und sie ziehen Mann an Mann
Reiß im Bart, den Hut voll Flocken.

Schnee! Ein Graubart kommt getappt.
Dünn sind seines Rockes Maschen.
Hat den Kragen hochgeklappt
und die Hände in den Taschen.
Hinter ihm ein anderer geht,
dem noch nicht der Mut entschwunden;
um den Hals das Tuch gedreht,
glaubt er noch an bessere Stunden.

Schnee! So schaut der Hunger aus,
so die Not und so der Jammer,
wenn sie zieh'n von Haus zu Haus,
bettelnd Brot vor jeder Kammer.
Wie das hüftelt, stampft und schlurrt,
mit gekrümmtem Rücken
schleicht es; wenn der Mund auch murr't:
bücken heißt es, bücken!

Schnee! Wohin die Sacke schwirrt,
muß das Eis zerplatzen.
Wie der Spaten knirscht und klirrt
und die Besen kragen!
Hundert Fäuste frostig-rot
sich im Takte schwingen,
denn der Schnee muß ihnen Brot,
Brot des Elends bringen!

Schnee! Das schüttet weiß und dicht.
Bäume, Dächer, Hallen
schimmern blank im Silberlicht,
und die Flocken fallen;
fallen, gleiten ohne Laut . . .
Sterne hier, dort lichte Rosen
haben Wälle aufgebaut:
Arbeit für die Arbeitslosen.

* Aus „Lebensmittage“, ein Gedichtbuch von Ludwig Leffen (Berlin, Joh. Sassenbach. Preis 50 Pf.).

Eine Attentatsgeschichte aus der englischen Revolutionszeit. England hat im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts, bevor die absolutistische Wirtschaft die große Revolution hervorrief, verschiedene politische Attentate erlebt, die den Machthabern wohl als Warnung hätten von Nutzen sein können, aber natürlich in Wirklichkeit sie nicht dahin brachte, in sich zu gehen. Es ist also begreiflich, wenn damals unter den großen Herren mit falschem Gewissen beträchtliche Angst vor Attentaten herrschte. Einem von ihnen ist damals infolgedessen eine lächerliche Geschichte passiert. Das war Weston, Graf von Portland, der Lord-Schatzmeister oder, nach unserer Ausdrucksweise, Finanzminister. Er war der richtige Mann am richtigen Platz; hat sich doch König Karl zweimal veranlaßt gesehen, Westons Privat-schulden in Höhe von 500.000 Mark aus öffentlichen Mitteln zu bezahlen. So hat er überhaupt bei seiner Amtsführung seine persönlichen Interessen nie außer acht gelassen und war ein so schmieriger Gefelle, daß selbst der alte royalistische Geschichtschreiber Clarendon auf Grund genauer Bekanntschaft mit Westons Rolle bei Hofe und im Staat über ihn urteilt, er sei ein Mensch von großartigem Aussehen, aber gemeinem und niedrigem Geist gewesen. Wie ihm sein hoch-fahrendes Wesen viele Feinde machte, vor denen er sich nicht wenig fürchtete, so hatte er auch immer Angst, daß die Sünden der Finanzverwaltung, alle die absolutistischen Mittel der Geldbeschaffung, an ihm selber heim-gesucht werden könnten. So erklärt sich die Attentatsphantasie, die Westons in den ersten Zeiten nach Wurdings-hams Tod sich bemächtigte. Damals existierte noch als ein Fossil aus früheren Zeiten der steinalte Urkundenbewahrer Sir Julius Cäsar, dessen für England merkwürdiger Name sich dadurch erklärt, daß die Familie vom Kontinent eingewandert war. Julius Cäsar hatte den Wunsch, seinen Sohn mit einer der einträglichen Sekretärstellen seines Amtes zu versorgen. Dieser Plan war aber dadurch vereitelt worden, daß Weston die freigewordene Stelle an einen Menschen seiner

Bortrag bringe. Tullibardine schrieb auf ein Stück Papier: „Erinnern Sie sich an Cäsar!“ Weston steckte den Zettel ungelesen in die Tasche und vergaß ihn dort gänzlich. Nach geraumer Zeit erst fiel ihm beim Wechseln der Kleidung das Stück Papier in die Hände. Er las die Worte: „Erinnern Sie sich an Cäsar!“, ohne sich irgendetwas Klein darauf machen zu können. Freunde wurden zugezogen, und man kam zu dem Ergebnis, daß der Zettel offenbar von

Marx, geb. 2. Okt.) betitelt, August Winnig zum Verfasser hat und von J. Damberger illustriert ist. Ungleich mit dem Urteil vorweg zu kommen: „Preussischer Kommiz“ ist ein gutes und entschieden empfehlenswertes Buch. Unseren Lesern ist Winnigs burlesk-artiger, über das Soldatenleben zu plaudern, nicht unbekannt; in diesem und im vorigen Jahrgang der „Neuen Welt“ druckten wir zwei, auch in dem vorliegenden Werke enthaltene Erzählungen („Auf Festung“, „Der Pfingsturlaub“) ab. Sie sind charakteristisch für das ganze Buch, in dem die Typen des Soldatenstandes so scharf und prägnant gezeichnet sind, daß andere Bücher, die dasselbe Gebiet belletristisch zu behandeln, nur schwer zum Vergleich herangezogen werden können. Denn unser Autor sieht nicht mit den Augen des schriftstellenden Offiziers. Er steht mitten in den Dingen. Unüberbrückbare Klassenunterschiede trennen ihn auf. Das ganze Gesehene, Drills, die Feldübungen, die Manöverstrapazen, die Zuchtbarkeit der Festungstruppen, die Militärjustiz, Soldatenmißhandlungen rollt er in seinen Erzählungen auf. Und dagegen stellt er das Zusammenhalten einiger weniger Gesinnungsgenossen, die nicht den Menschen in sich ertöten lassen wollen und durch passiven Widerstand manchen Vorgesetzten mißtrauen bekommen. Dabei merkt man es dem Buche schon beim oberflächlichen Lesen an, daß nichts in ihm gefärbt ist. Menschen und Dinge sind geschildert, wie sie geschaut und empfunden wurden. Aber über alles ist ein feiner Humor ausgegossen, der zum leichteren Spott für die Typen der



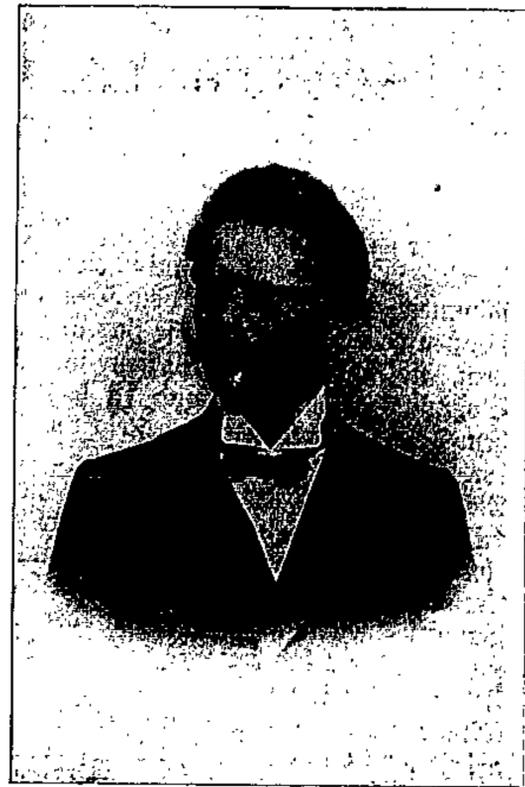
Clubbesuch (Kürzlich in Berlin am Arminiusplatz eröffnet).

jemandem herrliche, der Weston habe warnen, aber nicht deutlicher habe werden wollen. „Erinnern Sie sich an Cäsar!“ Cäsar, der alte Römer, war auch vor den Iden des März gewarnt worden, hatte die Warnung in den Wind geschlagen und dann an den März-Iden des Jahres 44 v. Chr. seinen Tod von Mörderhand gefunden. Darauf spielte der Zettel offenbar an, und Weston gewann also angstschlotternd die Uebersetzung, daß ihm ein Attentat unmittelbar bevorstehe. Um sich davor zu schützen, verließ er den ganzen

innerhalb der sozialen und intellektuellen Unterschiede bei der großen Masse der durch den ständigen Drill in Atem gehaltenen Mannschaften. Besonders wird an dem Winnig'schen Buche der seine Freude haben, der selbst Soldat gewesen ist; er wird in allen diesen Geschichten sich selbst oder einen guten Bekannten in einer der handelnden Personen porträtiert sehen. Aber auch die, die nie den bunten Rock trugen, werden beim Lesen der Kommizgeschichten auf ihre Kosten kommen, denn in jeder einzelnen spiegelt sich die ganze



Wettkampf der Märkischen Arbeiter-Schachvereinigung (November 1910).



Heinrich Bürger,

der Hamburger Sekretär der Gemeinde- und Staatsarbeiter, starb, 43 Jahre alt, am 29. November d. J. Den größten Teil seines Lebens war der Verstorbenen für die Arbeiterbewegung tätig. Seine Wirksamkeit als Redakteur der „Gewerkschaft“ und sein Buch über die Kämpfe der gewerkschaftlich organisierten Hamburger Arbeiter in den Jahren 1865-1890 wahren ihm ein dauerndes Andenken.

für die Enttäuschung damit getröstet, daß ihm eine urkundliche Zusage versprochen wurde, wonach der junge Cäsar, eventuell auch nach dem Tode des alten, die nächste freierwerbende Sekretärstelle im Urkundenamt kriegen sollte. Diese urkundliche Zusage ließ aber auf sich warten; Weston vergaß die Sache. Julius Cäsar setzte nun alle Hebel in Bewegung, um die Erfüllung des Versprechens herbeizuführen. Der Graf Tullibardine, ein angesehener Freund Cäsars, wurde beim Schatzminister energisch im Interesse des alten Herrn vorstellig. Weston entschuldigte sich damit, die Angelegenheit sei ihm leider ganz entfallen. Tullibardine sollte ihm einen Denktzettel geben, damit er die Sache noch nämlichen Tages beim König zum

Tag sein Hans nicht, setzte es für die Nacht in Verteidigungszustand und ging samt seiner ganzen Dienerschaft nicht zu Bett. Demnächst aber wurde er aus seinen Räten gerissen; Tullibardine kam nämlich zu ihm, um sich zu erkundigen, ob er sich an Cäsar erinnert habe; nun ging Weston natürlich ein Licht auf, wie der Zettel wirklich zu verstehen gewesen. a. c.

Ein Soldatenbuch. Die wachsenden Steuerlasten, die der Militarismus in allen Kulturländern dem Volke auferlegt, sorgen dafür, daß das Thema Soldatengeschichten nichts an aktuellem Interesse verliert. Dieses Thema schlägt auch ein kürzlich im Verlage der Buchhandlung „Vorwärts“ erschienenes Buch an, das sich „Preussischer Kommiz“ (Preis 1,50

Schwere und Härte des Militarismus in wahrheitsgetreuester Schrecklichkeit wider. Es ist entschieden zu wünschen, daß Winnigs „Preussischer Kommiz“ an Erfolg und Verbreitung in den Kreisen der Arbeiterschaft dasjenige hohe Maß erzielt, welches dieses Buch, das auch in zehn Lieferungen zu je fünfzehn Pfennigen abgegeben wird, vollauf verdient.

Die Neue Welt



Illustrierte Beilage

für

Wissenschaft, Belehrung und Anserhaltung

Jahrgang 1910

Hamburg 1910

Verlag der Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co.